

Denkmalpflege

Autor(en): **Wyss, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **53 (1991)**

Heft 8

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-862389>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Peterskirche, Keppenbachkapelle, Verkündigung an Maria, um 1400.
Foto: Barbara Rufer, Lüsslingen SO.

Denkmalpflege in Basel

Von Alfred Wyss

Warum pflegen und erhalten wir Kulturgüter? So lautete das Thema, um das die gemeinsame Tagung der Vereinigungen der Kunsthistoriker und der Denkmalpfleger 1990 in Weinfelden kreiste. Keine Angst, es folgt keine Abhandlung über die Notwendigkeit der Erfahrung und des Gedächtnisses für unser Denken und Handeln auch im Zeitalter der Moderne und Postmoderne. Wir bleiben viel pragmatischer. Soweit uns Denkmäler als materielle Zeugen der Vergangenheit überhaupt interessieren, sind sie aus ihrem geschichtlichen Schicksal zu verstehen und zu bewerten. Sie sprechen zu uns selten in der Gestalt, in der sie geschaffen wurden, sondern als gebrauchte Güter, die wir weiter gebrauchen. Dies unterscheidet sie vom Museumsgut. Wie sie aber zu uns reden, dies gilt es herauszuhören. Sie tun es mit ihrem ganzen überlieferten materiellen Bestand, mit Struktur, Form und Farbe, die wir als Botschaft aus vergangener Zeit erkennen und

verstehen. Und sie tun es auch dann noch, wenn wir diese Substanz beim Weiterbenutzen, bei der Restaurierung, bei der Erneuerung und beim Anpassen an unsere Zeit respektieren. Das beschränkt sich aber nicht nur auf den äusseren Aspekt, auf Dekor, Bemalung und auf die Fassade, die im Ortsbild so viel Gewicht hat. Selbst das bescheidene Bauernhaus ist, wenn es als Denkmal erkannt wird, ein Ganzes, dessen innere Strukturen sich am Äusseren abbilden. Davon müssen wir bei den Umnutzungen und Umbauten ausgehen. Leere Fassaden als historische Relikte sind taube Nüsse. Ihr Erinnerungswert ist gering, und ihre Existenz ist Schein. Wer das nicht begreift, hat nichts vom Sinn der Denkmalpflege, wie sie im öffentlichen Interesse arbeitet, verstanden. Verstanden haben es aber jene, welche die Denkmäler betreuten, über die wir hier kurz in chronologischer Reihenfolge berichten. Zu beginnen ist mit zwei sakralen Denkmälern.

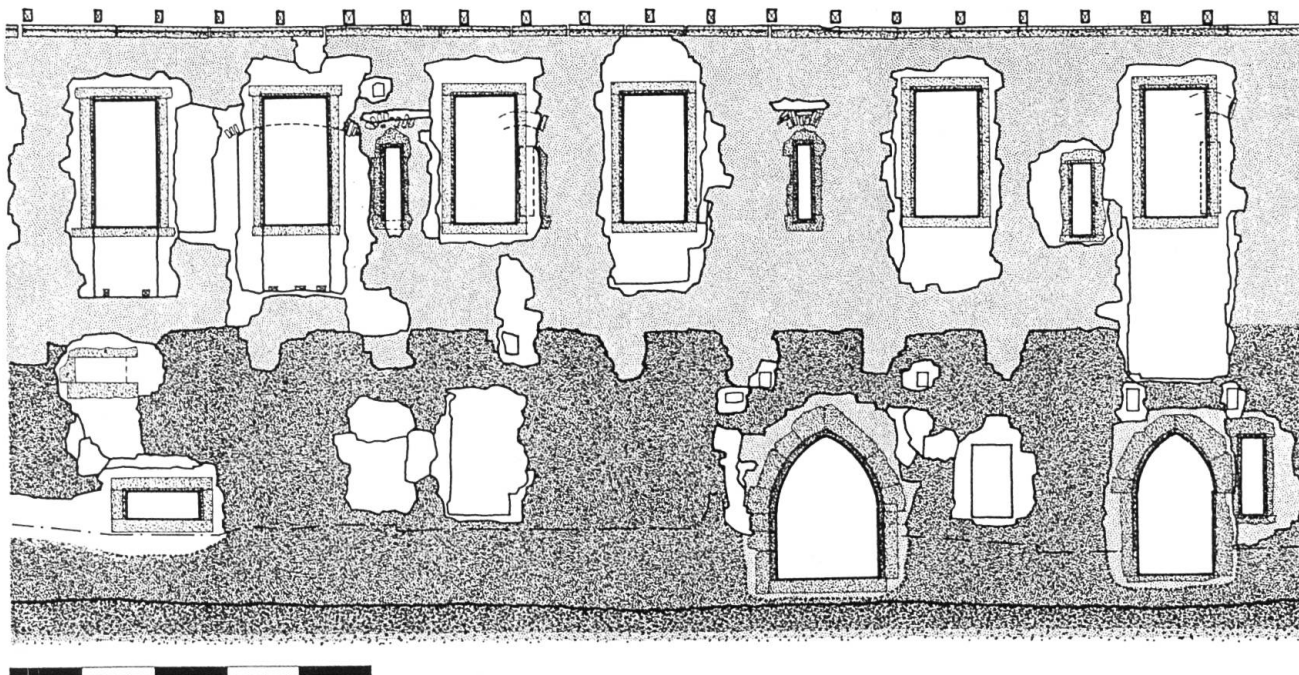
Peterskirche und Kleines Klingental

Seit 1529 ist die *Peterskirche* Zentrum einer der vier ehemaligen protestantischen Kirchengemeinden unserer Stadt. Im 9. Jahrhundert gegründet, war sie schon 1035 Pfarrkirche in jenem spätestens seit Bischof Burkhard ummauerten Stadtteil, in welchem reiche Bürger und Adlige siedelten. Diese haben nach Ausweis der Wappen an den Schiffspfeilern und der Urkunden grosszügige Vergabungen an das Chorherrenstift (seit 1233) gemacht, das mit der Universität verbunden war. Die Peterskirche ist vom Äusseren her gesehen der eigenwilligste Bau unserer an mittelalterlichen Kirchen reichen Stadt: unter hohem Dach ein Quader, der an den Nadelberg anstösst — nichts von der Feingliedrigkeit der ehemaligen Klosterkirche der Barfüsser. Sie wurde in vielen Etappen bis ins 19. Jahrhundert zu einem Gefüge, dessen Qualität in der Summe historischer und künstlerischer Elemente liegt.

Es ging jetzt nur um die Auffrischung des Vorhandenen. Die auffälligste Veränderung ist der neue hellgestrichene Verputz, welcher über die harte, aber gut erhaltene dunkle Mörtelhaut von 1930 gezogen wurde; und neu ist das herrliche, mit zartem Pinsel und erzählerischem Hang gemalte Wandbild der Verkündigung an Maria, das in einer Grabnische der Münch in der Keppenbachkapelle gefunden wurde. Gestiftet ist es von der Familie des Achtburgers Burkart Sintz (1366–1425), der in zweiter Ehe mit Belina Münch von Münchenstein verheiratet war. Es wird um 1400 entstanden sein. Damit besitzt die Peterskirche jetzt gleich drei hervorragende Zeugen der Basler Malerei aus dieser Zeit: die Grablegung und Misshandlung Christi von etwa 1360/80 unter der Südepore des Schiffes und die Kreuzannagelung und den Ölberg von etwa 1400 in der Eberlerkapelle.

Für die an der Restaurierung Beteiligten gab es aber noch viele andere Themen zu behandeln: baugeschichtliche Fragen, die Sicherung des Quaderwerks am Turm mit «Vierungen» und kunstvoll appliziertem mineralischem Mörtel; die Inventarisierung und Plazierung der fein skulptierten Epitaphie, die von früheren Renovationen her in der Keppenbachkapelle gelagert waren und von denen der grössere Teil an der Obergadenmauer unter dem Seitenschiffsdach so untergebracht wurde, dass sie Interessierten zugänglich sind; die Konservierung des monumentalen Glasfensters mit der Kreuzigung von 1901 (A: Merzweiler und K. Jenne, Freiburg i. Br.) in der alten Verbleiung, das jetzt durch eine Schutzverglasung gegen die Unbilden der Westexposition gesichert ist, und vieles andere. Hier aber darf ich einflechten, dass in Basel ein reicher Schatz an Glasmalereien des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts vorhanden ist. Durch Vergabungen der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft und der Christoph Merian Stiftung konnte mit der wissenschaftlichen Inventarisierung (durch Dr. Hortensia von Roda) begonnen werden. Zu knapp ist der Raum, um bei der Peterskirche so zu verweilen, wie es ihr gebührt.

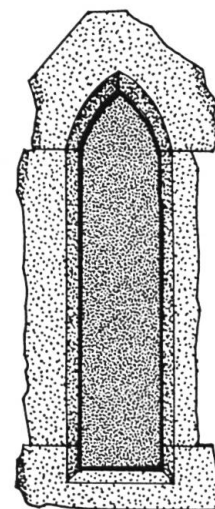
Zum *Kleinen Klingental* berichte ich lediglich über einen Ausschnitt aus der baugeschichtlichen Untersuchung, welche die Aussenerneuerung dieses Gründungsbaues der ehemaligen Dominikanerinnen, in dem die Basler Denkmalpflege und das Stadt- und Münstermuseum ihren Sitz haben, Schritt für Schritt begleitete. 1274 liessen sich die Klingentalerinnen in Basel nieder und bauten bei der Kleinbasler Stadtmauer am Rheinbord ihr erstes Klostergebäude. Dessen Dachstuhl hat sich bis heute erhalten. An der Nordfassade konnten die ehemalige Stadtmauer, die Befensterung des einstigen Schlafsaals im ersten Geschoss und



Kleines Klingental, Nordwand des ersten Klostergebäudes gegen die Kaserne gelegen. Im unteren Teil sieht man deutlich die Stadtmauer mit dem Zinnenkranz, auf die das Klostergebäude aufgesetzt wurde.

Zum Plan: dunkelgrau = Stadtmauer um 1200; hellgrau = Dormitorium von 1273/74 mit den schartenartigen Fenstern und der Dachtraufe; weiss = jüngere Bauetappen. (Baugeschichtliche Untersuchung der Basler Denkmalpflege, Zeichnung: Stefan Tramèr).

Rekonstruktion eines Fensters des Dormitoriums von 1273/74.

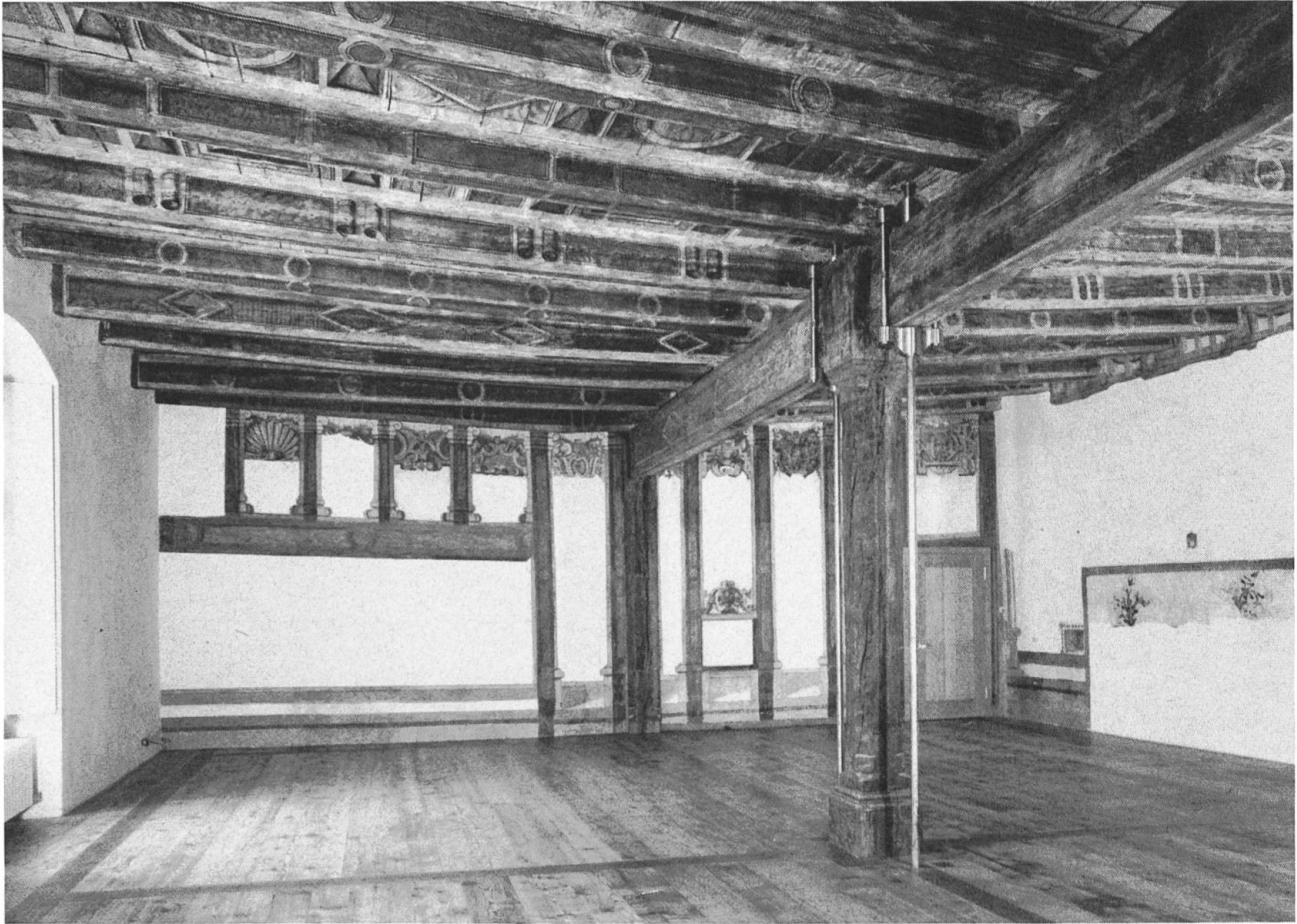


die steinernen Dachrinnen auf der Mauerkrone nachgewiesen werden. Dieses Erkenntnis ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der klösterlichen Architektur in Basel.

Spalenhof und Engelhof

Diese zwei mittelalterlichen Profanbauten sind beide nicht mehr in ihrer ursprünglichen Nutzung erhalten, aber in ihrer geschichtlichen Bedeutung unverkennbar. Sie sind bis heute im Äusseren wie im Innern Denkmäler geblieben, deren Aussagewert durch das Restaurieren und Umbauen neu herausgearbeitet worden ist — auf zwei ganz verschiedene Weisen, die in den Unterschieden der Denkmäler selbst gründen.

Der *Spalenhof* ist aus einem mächtigen romanischen Bau des 13. Jahrhunderts entstanden, zu dem die kleinen Rundbogenfenster beim Abgang zum Theater Fauteuil und an der Bühnenwand des «Tabourettli» gehören. Um 1420 erfolgte der Ausbau des heutigen steinernen Hinterhauses mit dem inneren Holzskelett, mit der grosszügigen, gerade angelegten Treppe, dem grossen Saal und den gotischen Stuben. Der Eisenhändler und Bürgermeister Caspar Krug liess 1565/66 das Innere mit völlig neuen Dekorationen ausstatten. Später wurden die Räume unterteilt und Decken und Wände vergipst. Jetzt ist wieder das Ensemble aus der Zeit der Familie Krug mit dem barocken Vorderhaus von 1678, der dazugehörigen zweigeschossigen Laube im Hof und dem palazzoartigen Hinterhaus mit der Justitia — dem



Spalenhof, grosser Saal von 1420 mit den Dekorationen von 1566. Foto: Erik Schmidt, Basel.

Fragment einer fassadenüberspannenden Malerei – der Öffentlichkeit zurückgegeben. Richtschnur der Restaurierung war die Herausarbeitung der ursprünglichen Hausanlage und der Räume mit ihrer Dekoration aus der Zeit Krugs, soweit sie noch erhalten war. Nur dort, wo frühere Eingriffe die alten Strukturen bereits zerstört hatten, wurde das von Santiago Calatrava gestaltete «Tabourettli»-Theater eingebaut, zusammen mit einer statischen Umlenkung der Kräfte, die über den die alten Holzstrukturen durchdringenden Treppenbock abgeleitet werden; sie erst ermöglichte zusammen mit der Theaternutzung das hier erreichte Mass an Substanzerhaltung. Die Wohnungen wurden in das oberste Geschoss verbannt und durch eine metallene Aussentreppe direkt zugänglich gemacht.

Anders ist der *Engelhof* behandelt, der nun dem Deutschen und dem Slavischen Seminar der Universität dient. Die Renovation geschah mit derselben Sorgfalt im Umgang

mit den alten Teilen und mit derselben Absicht des Herausarbeitens der historischen Erlebniswerte, wie sie im Spalenhof bestimmend waren. Beim Engelhof durchdringt aber die fein gestaltete Moderne das historische Gefüge an allen Orten. Auch er ist ein gewachsenes Ganzes mit einem Haupthaus und Nebenbauten aus verschiedenen Zeiten. Nach dem Erdbeben muss das grosse Haus an der Ecke vom Nadelberg zur Stiftsgasse entstanden sein, das etwa um 1480 von Ruman Faesch für den Junker Mathias Eberler – derselbe, der die nach ihm benannte Marienkapelle in der Peterskirche ausstatten liess – umgebaut wurde.

Wie beim Spalenhof bestand das Innere aus einem von Stützen getragenen Holzskelettbau, der 1577 durch Fachwerke ergänzt wurde – dann nämlich, als man den ganzen Bau mit einem zweigeschossigen Keller untergrub und den mächtigen Dachstuhl errichtete. In diesem Bau wurde 1875 eine Herberge für Handwerksburschen einge-

Engelhof, Ansicht von der Petersgasse her.
Foto: Chr. Lichtenberg, Basel.

richtet, welche mehr Veränderungen am Baubestand brachte als die Umbauten im Spalenhof. Die Anlage mit den Mittelgängen in den oberen Geschossen und mit der etwas spröden regelmässigen Fassade wurde beim jetzigen Umbau beibehalten. Wiedergestellt wurde der Dachstuhl, der durch den Einbau eines Saales sehr gelitten hatte und in welchem jetzt eine Bibliothek wie auf einem Tisch, statisch unabhängig, eingefügt ist. Unter dem Verputz ist manches verborgen geblieben: die alte, tragende Mittelachse, die im Erdgeschoss an einzelnen Stützen sichtbar ist; die Malereien des ausgehenden 14. Jahrhunderts über dem Condé-Zimmer, die unter einer Bodenerhebung in der Bibliothek geschützt sind: Spitzbogenlanzetten mit einfachem Masswerk, bemalte Fragmente von Deckenbalken mit Blumenranken. Zwischen ihnen waren flache Mörtelfelder eingespannt, die einen Bollenfries trugen; sie waren auf die Decke des später eingebauten Condé-Zimmers abestürzt. Überall erscheint die Handschrift der mit der Renovation beauftragten Architektin als



harmonische Zwiesprache zwischen alt und neu: an der neuen Treppe, den Kastenfenstern, den Abteilungen mit Oberlicht im Erdgeschoss, in der gesamten Lichtführung, in der Bibliothekseinrichtung usf. Hier ist die Atmosphäre völlig anders als im Spalenhof – an beiden Orten aber sind Heute und



Engelhof, Fragmente der Bemalung über dem Condé-Zimmer mit Masswerklanzetten, Ende 14 Jh.
Foto: Heydrich, Basel.

Sevogelbrunnen, Brunnenstock mit Krieger von Hans Tobeller, 1546/47. Foto: Teuwen, Basel.

Gestern in angemessener und angenehmer Weise vereinigt. Ist es die Art der Nutzung, die Qualität der beteiligten Architekten — und was noch —, was diese, wie ich meine, guten Lösungen ermöglichte?

Sevogelbrunnen

Sozusagen wie eine Angel in der zeitlichen Abfolge dieses Denkmalpflege-Berichts schiebe ich hier die Konservierung und Restaurierung des Sevogelbrunnens ein. Er zeigt den letzten noch erhaltenen originalen Brunnenstock aus dem Übergang zur Neuzeit. Zermürbt und aufgespalten war der Stein des Standbildes, das einen Krieger darstellt. Es wurde 1546/47 von Hans Tobeller mitsamt dem Brunnenstock für den Kornmarktbrunnen (Marktplatz) geschaffen und 1899 beim Bau des Staatsarchivs bei der Martinskirche neu aufgestellt. 1968 laugte man mit viel Sorgfalt die Ölfarben ab, weil man damals ganz allgemein daran glaubte, dass die in Basel so verbreitete Ölmalerei den Sandstein «ersticken» lasse. Die Mineralfarben, die man für ein besonders geeignetes Ersatzmittel hielt, boten dem Bildwerk aber keinen Schutz. Dies mag die Hauptursache der starken Zerstörung gewesen sein. Erwogen wurde zunächst die Herstellung einer Kopie; das Original wäre in die Sammlung des Historischen Museums gewandert. Durch Verklebungen mit einem Acrylgiessharz, Verschliessen der Risse und Aufmodellierung mit Kalkmörtel wurde das Steinwerk gefestigt und dann der ganze Brunnenstock mit einer Ölfarbe über einer Bleiweissgrundierung neu bemalt. Spuren der alten Fassung und eine aquarellierte Farbaufnahme von 1968 dienten als Grundlage. Hans Behret, der im November 1989 gestorben ist, hätte das Werk, das er so sorgfältig vorbereitet hatte, ausführen sollen —



Katrin Durheim und Andreas Walser, welche im Vorjahr die Galluspforte restaurierten, haben die Arbeit in Erinnerung an Hans Behret vollendet.

Stadthaus und Dannacherhaus

Jetzt wollen wir zwei Beispiele aus dem 18. Jahrhundert betrachten: das Stadthaus und das Dannacherhaus (die «Waage») in Riehen. Die mit Pilastern gegliederte Sandsteinfassade des *Stadthauses*, 1771–75 von Samuel Werenfels als Directoriums- und

Postgebäude der Basler Kaufmannschaft erbaut — heute Sitz der Verwaltung der Bürgergemeinde —, war bei der letzten Restaurierung von allen Farben befreit worden und zerfiel unter dem Einfluss der Witterung und unserer schlechten Luft. Sie wurde auf ähnliche Weise wie der Sevogelbrunnen gesichert. Auf eine Bemalung wurde verzichtet — es ist kein Irrtum! Auch das Stadthaus war einst völlig bemalt wie das Blaue Haus und andere Bürgerhäuser in Basel aus jener Zeit. Man sieht es an den Steinquadern, die nicht auf Sicht geschnitten sind, und an den nachgewiesenen roten Farbresten. Das Gewohnheitsbild, das sich seit 1968 eingestellt hat, wollte man bewahren, solange es zu verantworten ist; im übrigen haben sich aber in den letzten Jahren Salze im Stein abgelagert, welche das Ausführen eines Anstriches erschweren würden.

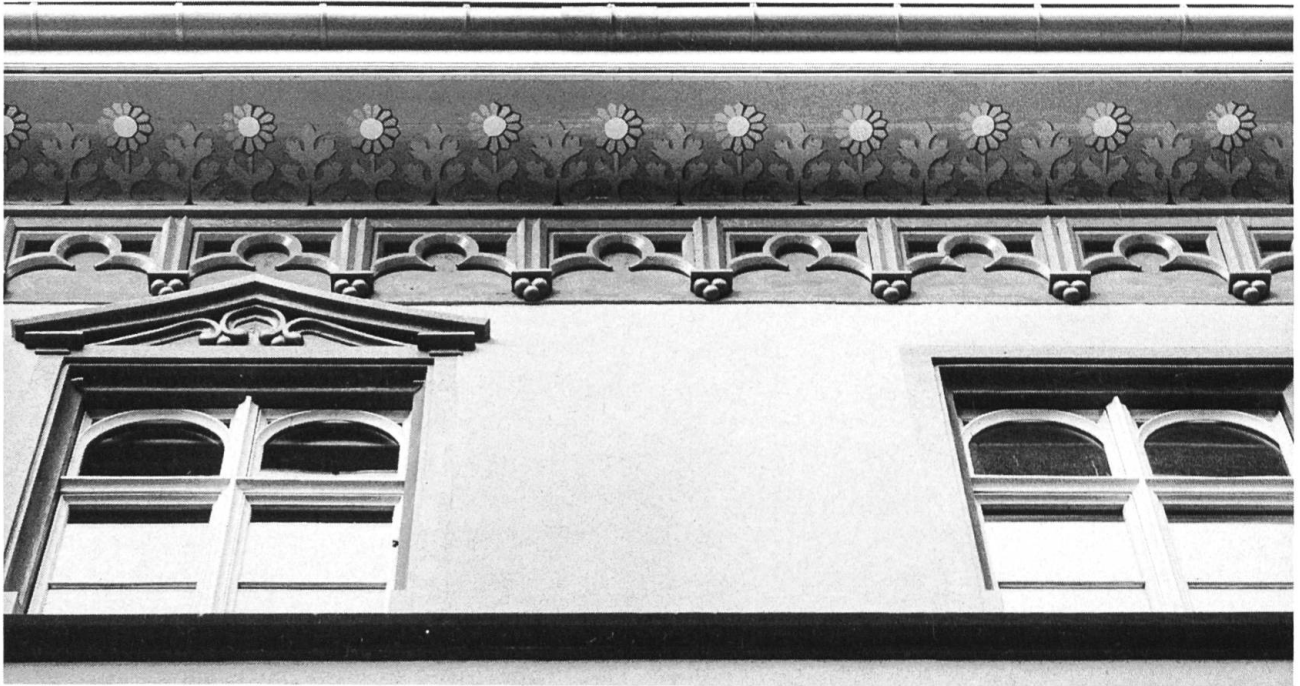
Von diesem Repräsentationsbau springe ich nun zum *Dannacherhaus*, dem Bauernhaus in Riehen (Baselstrasse 12), das seit dem 18. Jahrhundert in der heutigen Gestalt nachzuweisen ist. Dazu gehört auch ein dahinter liegendes Gebäude, eine ursprünglich im Erdgeschoss offene Halle mit Eichenstützen, die im Verlauf der Zeit durch Stalleinbauten und mit einer späten Bruchsteinmauer im Süden zum Schopf umgemodelt wurde. Zuerst Bauernhaus, später Wirtsstube mit öffentlicher Waage, dann Tankstelle und jetzt eine gemischte Nutzung mit Wohnung, Ludothek, Bibliothek und Pfadilokal im Schopf — wo bleibt das Bauernhaus? Lesbar und abschreitbar sind der alte Wohnteil, der Ökonomie teil mit der alten Fachwerk-Trennwand und der grossen Tonnendurchfahrt und darüber der alte Dachstuhl, im Schopf die alte Konstruktion, die mit dendrochronologischer Methode auf 1765 datiert wurde. Es ist also mehr als nur eine Kulisse. Die noch bestehenden Strukturen und Bauteile sind sprechende Erinnerungen

an ehemalige Funktionen, die heute überall noch im Dorf spürbar sind. Bauernhäuser gehören zu Riehen, und wenn heute wegen der städtischen Lebensweise die Bauern verdrängt sind, so ist eine Umnutzung so lange zu verantworten, als die Bauten nicht nur Fassaden sind, sondern auch im Innern als alte Strukturen erkannt werden können. Auch hier gilt wie beim Spalenhof und beim Engelhof: sorgfältiger Umgang mit den alten Teilen und Herausarbeitung der Erlebniswerte, soweit es die Nutzung zulässt — das heisst allerdings, dass die Nutzung nicht frei wählbar ist.

Lesegesellschaft, Domhof und Café Spitz

Für das 19. Jahrhundert stehen drei gewichtige Werke: die Lesegesellschaft, der Domhof und das Café Spitz.

Die 1787 gegründete *Allgemeine Lesegesellschaft* erwarb 1830 das als Fruchtschütte dienende Haus des ehemaligen Domstiftes am Münsterplatz 8. Deputat Johann Friedrich Huber zeichnete die Umbaupläne und leitete den Bau. Achilles Huber war der ausführende Unternehmer. Christoph Riggenschach, dem man die frühe, zurückhaltend neugotische Gestaltung zuschreiben wollte, war damals — allerdings ein am Bau und am Detailentwurf beteiligter — Lehrling bei Achilles Huber, wie die Kunsthistorikerin Doris Huggel herausgefunden hat. Der durch die Aufstockung überhohe Bau war an der dem Münster zugewendeten Fassade mit Terrakotten-Masswerk unter den Zinnen des Giebels, einem Baldachin mit Terrasse als Gegenstück zum Erker (der den alten Wendel zum ehemaligen Saal des Domkapitels enthält) und einer fialenbekrönten, stets leergebliebenen Figurennische an der dominierenden Hausecke verfeinert. Bei der jetzigen Aussenrenovierung hat man



Allgemeine Lesegesellschaft, Dekoration des Dachhimmels von 1832. Foto: Teuwen, Basel.



Domhof, Figurennische mit der Madonna von 1577 in der Architektur von Christoph Riggerbach, 1841. Foto: Teuwen, Basel.



Café Spitz, von Amadeus Merian 1841, mit dem nun wieder geschlossenen Erdgeschoss.
Foto: Teuwen, Basel.

sich entschlossen, die quellenmässig und in Sondierschnitten genau zu belegende Sandsteinfarbe wieder zu streichen und den Blumenfries am Dachhimmel zu erneuern. Es ist die Konkurrenz des hellen, mächtigen Baukörpers zum Münster damit auf angenehmste Weise gedämpft. Dem Bau, in dessen Innern sich wertvolle Ausstattungsstücke wie die feingliedrige Treppenanlage finden, ist die einstige Würde damit zurückgegeben worden.

Christoph Riggenbach war der Architekt des «Domhofs», eines Privathauses, das seit 1841 aus dem Umbau des Schaffneihauses des Domstiftes (Münsterplatz 12) von 1577 entstanden ist. Es fehlt heute der 1907 abgebrochene Hofflügel mit den polygonalen zinnenbewehrten Türmen, welche einen laubenartigen Zwischentrakt mit an venezianische Paläste erinnernder aufgelöster Befensterung flankierten. Das hohe Gebäude mit den feinen Renaissanceornamenten, die der gelernte Steinbildhauer Christoph Riggenbach um die Figurennische mit der Muttergottes von 1577 anbringen liess, wurde auf Grund von Befunden elfenbeinfarben Ton in Ton gestrichen.

Das *Café Spitz* (Greifengasse 2), dessen Ungemach bis zu seiner Rettung wir hier nicht nachzeichnen müssen, hat mit der Schliessung der Arkade endlich wieder die Form gefunden, wie sie der dreissigjährige Amadeus Merian (damals Bauinspektor) 1841 konzipiert hatte: ein graziler Saalbau am Brückenkopf, Sitz der Drei Ehrengesellschaften. Ein Neuanstrich war notwendig, weil die Farben von 1972 sich unter den Umwelteinflüssen verändert hatten und arg verschmutzt waren. Die heutige Farbigkeit ist nicht ganz die ursprüngliche: Allen Indizien nach zu schliessen war auch das Café Spitz dem Geschmack der Zeit entsprechend einfarbig wie der Domhof. Dem Haus fehlen die glasierten Dachziegel und die Reihe der palmettenbesetzten Stirnziegel (Reste davon sitzen über den Risaliten); die Fenster sind seit langem schon weiss gestrichen statt Eiche natur. Man wählte deshalb die zweite Bemalung, die dem jetzigen Zustand und der neuen Umgebung angemessen ist.

Dieser Bericht erschien bereits im Basler Stadtbuch 1990. Dem Christoph Merian Verlag danken wir für die Abdruckgenehmigung.